



Niederdeutsches Heimatblatt



Pr. 13

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“

Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Januar 1951

Vom Sinn der Urgeschichtsforschung

„Was wollt Ihr denn mit den alten Scherben?“ spottet der Bauer, der uns erlaubt hat, seinen frisch-gepflügten Acker zu betreten und uns nun begleitet. „Das sind Urkunden!“ — „Urkunden?“ — „Ja wohl! Urkunden, die uns vielleicht noch erzählen werden, welchem germanischen Stamme die Leute angehörten, die einst hier ihren Friedhof anlegten. Daß es ein regelrechter Friedhof ist, können Sie daran sehen, daß bis dort hinten hin überall solche weißen Flecken aufleuchten, wie wir hier gerade einen vor uns haben.“ — „Und was hat das zu bedeuten?“ — „Na, sehen Sie mal her! Was ich eben aufgehoben habe, dieses kugelförmige Gebilde, ist nichts anderes als der Gelenkkopf eines menschlichen Oberarmknochens. Nehmen Sie ihn doch mal selbst in die Hand!“ —

„Oh, der ist aber leicht!“ — „Ja, und das kommt daher, weil er im Feuer gewesen ist. Denn diese unsere Vorfahren oder — vorsichtiger ausgedrückt — Vorfahren unserer Heimat haben ihre Toten verbrannt und die Tongefäße, deren Scherben hier liegen, als Urnen benutzt.“ — „Also fust so, wie man das heute mit dem macht, was im Krematorium übrig bleibt?“ — „Genau so, und das sieht auch ebenso aus, bloß die Stücke sind kleiner.“ — „Und was wollen Sie mit den Scherben machen?“ — „Die werden wieder zu Töpfen zusammengesetzt.“ — „Daß ich nicht lache! Ich meine, Sie hätten gerade genug von den ollen Pöten in Ihrem Museum!“ — „Ihre Ansicht wäre richtig, wenn wir die Töpfe nur als Karikaturen sammelten. Das hat man früher einmal gemacht und deshalb leider häufig nicht verzeichnet, wo die einzelnen Stücke gefunden wurden.“ — „Und warum ist das zu bedauern?“ —

„Weil wir Verbreitungskarten für jede einzelne Form von urgeschichtlichen Gegenständen anlegen. Und wenn gewisse Formen als kennzeichnend für einen bestimmten Volksstamm erkannt sind, zeigen uns ihre Verbreitungskarten den Siedlungsraum des betreffenden Stammes. Verbreitungskarten kann man aber nur anlegen, wenn man die Fundorte kennt. Und die Ergebnisse werden um so sicherer, je dichter wir die Karten mit entsprechenden Punkten füllen können. Wir müssen deshalb nicht nur viele, sondern möglichst alle Funde kennen, die gemacht werden, und daher hört das Museum nie auf, Fundstücke zu bergen.“

„Das leuchtet mir wohl ein. Aber ist es denn nicht zu gewagt, aus solchen Merkmalen auf Volksunterschiede zu schließen?“ — „Bei spärlichem Vorhandensein solcher Merkmale allerdings! Aber wenn eine ganze Reihe von Gefäßformen sich auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt, wenn in ihm die Waffen, Geräte und Schmuckstücke ganz anders aussehen als in den Nachbargebieten, und auch noch Begräbnisart, Grabform und Grabausstattung Besonderheiten zeigen, wenn wir also eine ganze Summe von Verschiedenheiten gegenüber den umliegenden Gebieten haben, dann dürfen wir annehmen, daß der Eigenart der Kultur auch eine Eigenart des Volkstums entspricht.“

„Wenn nun aber die Völker gewandert sind?“ — „Wenn wir aus unseren Verbreitungskarten Völker- oder Stammesgrenzen herauslesen wollen, dürfen wir nur Dinge miteinander vergleichen, die annähernd gleich alt sind.“ — „Wie können Sie denn überhaupt die Zeit feststellen?“ — „Vor wenigen Menschenaltern vermochte man von den Dingen, die Sie in einer urgeschichtlichen Sammlung sehen, also Steinäxten, Bronze- teilen usw. nur zu sagen: Sie stammen von unseren heidnischen Vorfahren. Ob aber dieser oder jener Fundgegenstand erst kurz vor der Einführung des Christentums in die Erde gelangte oder bereits sehr lange in ihr ruhte, wußte man nicht. Seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts aber setzte sich, zeitweilig gegen heftigen Widerspruch, folgende Erkenntnis durch: Die Menschen lebten zunächst ohne Kenntnis der Metallverwertung, und ihr hauptsächlichstes Werkzeug war Stein; danach spielte für lange Zeit — wenigstens in Europa — diese Rolle die Bronze, eine Mischung von Kupfer und Zinn, und dann erst das uns heute so un-

entbehrlich dänkende Eisen. Wir sprechen deshalb von Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit.“

„Ja, das ist mir bekannt.“ — „Diese drei Hauptabschnitte der urgeschichtlichen Zeit sind nun weiter untergliedert worden. Hierbei war und ist die Formentwicklungslehre oder Typologie besonders wichtig, die zuerst für die Bronzezeit angewandt wurde und dabei ihre Bewährungsprobe bestand. Die einzelnen Typen von bronzezeitlichen Fundstücken, also Beile, Schwerter, Gewandhaften usw., kommen in verschiedenen Formen vor, die, in bestimmter Reihenfolge geordnet, klar erkennen lassen, daß sich die eine allmählich aus der anderen entwickelt hat.“

„Das hieße ja darwinistische Gedanken auf Gebilde von Menschenhand übertragen?“ — „Gewiß! Das erscheint zunächst sonderbar. Aber Sie erinnern sich vielleicht an Abbildungen der ersten Eisenbahnwagen, die doch eigentlich nichts anderes sind als auf Schienen gestellte Postkutschen. Und wenn Sie nun einmal die verschiedenen Formen des Typus Personenwagen seit den Anfängen der Eisenbahn an ihrem geistigen Auge vorüberziehen lassen, dann finden Sie auch da eine stetige Entwicklung. Wie bei großen, so ist und war es auch bei kleinen Typen. Jede Entwicklung aber braucht Zeit, und wir müssen daher annehmen, daß die weiterentwickelten Formen später entstanden sind als diejenigen, aus denen sie hervorgingen.“

In sogenannten geschlossenen Funden, die mehrere Gegenstände enthalten, die gleichzeitig in die Erde ge-

Heimat

Eine Heimat hat der Mensch, doch wird er nicht darin geboren — muß sie suchen, traumverloren, wenn das Heimweh ihn ergreift.

Aber geht er nicht in Träumen, geht er achlos ihr vorüber nur es wird das Herz ihm plötzlich schwer bei ihren letzten Bäumen.

Willy. v. Scholz.

langten — das gilt besonders für Grabfunde —, kommen nun in der Regel mit bestimmten Entwicklungsstufen eines Typs auch immer wieder nur bestimmte Entwicklungsstufen der anderen Typen vor. Wir erkennen also die Altersverhältnisse von Formen verschiedener Typen zueinander.“

Bereits 1885 hatte der schwedische Forscher Montelius durch zahlreiche geschlossene Funde einen so guten Überblick über das frühere oder spätere Vorkommen der einzelnen Formen innerhalb der Bronzezeit, daß er diese in fünf Abschnitte gliedern konnte. Später war es möglich, auch diese noch in Unterabschnitte zu zerlegen. Und je mehr geschlossene Funde wir kennenlernen, um so feiner werden unsere Unterteilungen nicht nur der Bronze-, sondern auch der Stein- und Eisenzeit. Sie verstehen, daß das ein weiterer Grund ist, warum wir nie aufhören dürfen zu sammeln!“ — „Sind solche Einteilungen aber nicht ganz willkürlich, da, wie Sie betonten, die Entwicklung der Typen eine stetige ist?“

„Sie sind nicht mehr und nicht weniger willkürlich als die Einteilung der geschichtlichen Zeit in Altertum, Mittelalter und Neuzeit, wo doch auch nur, um die Übersicht zu erleichtern, in einem ununterbrochenen Verlauf Teilstücke gezogen werden.“ — „Kann man denn nun auch feststellen, wann — ich meine in Jahreszahlen — der eine Zeitabschnitt endete und der andere begann?“ — „Auch das ist möglich. Freilich legen wir uns nicht auf Jahre fest, und betrachten auch die halben oder ganzen Jahrhunderte, mit denen wir großzügig rechnen, nur als ungefähre Werte. Die freilich um so sicherer werden, je näher wir dem Anschluß an die „geschriebene“ Geschichte sind. Aber gleichzeitig hegen wir die gewisse Zuversicht, daß wir in dieser Hinsicht noch sehr viel weiter kommen werden, wenn erst einmal eine solche Fülle sachgemäß gebogener Funde vorliegt,

daß der heutige Bestand unserer Museen dagegen verschwindend gering erscheinen muß.“

Vielleicht müssen wir dann die heutige Annahme ändern, daß bei uns um rund 2000 vor Chr. Geb. die Bronzezeit begonnen hat, während die Ansetzung ihres Endes und damit des Beginns der Eisenzeit um 750 vor Chr. Geb. wohl kaum geändert zu werden braucht.“ — „Ja, und...“ — „Wie man überhaupt wagen kann, so in die schriftlosen Jahrhunderte und Jahrtausende hinabzutauchen? Das läßt sich, ohne auf viele Einzelheiten einzugehen, nicht genau auseinandersehen, aber andeuten kann ich es Ihnen.“

Bereits in der Steinzeit sind weitreichende Handelsverbindungen nachweisbar. In der Bronzezeit muß ein lebhafter Warenaustausch schon aus dem Grunde bestanden haben, weil die Rohstoffe für Bronze, also Kupfer und Zinn, in unsere Heimat eingeführt wurden. Auch fertige Gegenstände kamen, z. B. aus Italien, ins Land. Durch mittelbare Beziehungen zu bereits „geschichtlichen“ Ländern, vor allem zu Ägypten, ist dann die Brücke geschlagen, auf der man zu ungefähren, auf 100 oder 50 Jahre abgerundeter Rechnung auch für noch „vorgeschichtliche“ oder, wie wir heute lieber sagen, „urgeschichtliche“ Gebiete gelangt.

Auch hier möchte ich Sie auf den Wert der Massenhaftigkeit von Funden hinweisen. Je größer ihre Zahl ist, um so eher besteht die Aussicht, daß einer darunter ist, der einen eingeführten Gegenstand enthält und damit das Netz von Anhaltspunkten für die Zeitangaben nach Jahrhunderten verdichtet.“ — „Mit welchem Recht konnten Sie nun aber anfangs behaupten, daß die hier vor uns liegende Urne germanisch ist?“ — „Das bedarf einer längeren Erklärung. Ich bin Ihnen den Beweis noch schuldig geblieben, daß wir auch Völkerforschungen verfolgen können. Sie wissen schon, daß wir hinter einer scharf ausgeprägten Kulturgruppe auch eine Volksgruppe sehen dürfen. Wenn wir jetzt an Hand der Funde für jeden einzelnen Zeitabschnitt deren Raum ermitteln, so ergibt sich, daß dieser durchaus nicht immer derselbe ist. Liegen seine Grenzen nun z. B. in einem späteren Zeitabschnitt weiter südlich als in einem früheren, so müssen wir annehmen, daß die Volksgruppe nach Süden vorgedrungen ist.“

Dabei haben wir es offenbar mit einer Ausbreitung zu tun, wenn die Nordgrenzen dieselben blieben; dagegen mit einer Wanderung ohne Gebietszuwachs, wenn die Nordgrenzen um etwa ebensoviel nach Süden gerückt sind wie die Südgrenzen und die Erstreckung von Westen nach Osten die gleiche geblieben ist.“ — „Und entsprechend hat, wenn die Kulturgruppen sich gar nicht verschoben, keine Wanderung stattgefunden?“ — „Ganz recht! Jedenfalls ist die Besiedlung durch dieselbe Volksgruppe für ein bestimmtes Gebiet so lange anzunehmen, wie sich der Fortgang der Kulturentwicklung stetig vollzieht. Und das ist im nordöstlichen Niedersachsen bestimmt von der älteren Bronzezeit bis zur geschichtlichen Zeit der Fall.“

Da uns nun durch die ersten geschichtlichen Nachrichten von griechischen und römischen Schriftstellern in unserem Gebiet Germanen bezeugt werden, so dürfen wir die Bewohner unserer Heimat mindestens seit der älteren Bronzezeit als solche ansprechen. Und da die vor uns liegende Urne aus der frühen Eisenzeit stammt, ist ein Zweifel an ihrer germanischen Herkunft ausgeschlossen.“

„Sie sagten aber, Sie könnten auch den germanischen Stamm nennen, der hier seine Toten bestattete?“ — „Nein! Das habe ich nicht gesagt! Sondern, daß wir es vielleicht später noch einmal feststellen werden.“ — „Ach so! Dann reichen also die bisher gemachten Funde aus dieser Zeit für eine derartige Bestimmung nicht aus?“ — „Ganz recht! Ich sehe, wir haben uns wohl kommen verstanden.“ — „Ja, das stimmt. Nun weiß ich, welchen Sinn es hat, daß urgeschichtliche Funde gleich den Museen gemeldet werden sollen. Und ich werde das auch meinen Nachbarn klarmachen.“ — „Dann habe ich also in Ihnen einen neuen Helfer für die Urgeschichtsforschung gewonnen?“ — „Ja, das haben Sie!“

Dr. Gummel

Weidmannsheil bei der Entenjagd im Wintersturm

Nachstehend bringen wir mit Erlaubnis des Verfassers aus dem Buch unseres Landsmannes Rolf Ditzsch einen Abschnitt, der zeigt, wie meisterhaft er versteht, Jagd- und Naturerlebnisse zu gestalten. Das Buch ist betitelt: „Bunte Strecken“; es erschien im Bruckmann-Verlag, München, und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

In Ostrock und Südwesten strebte ich dem Deich zu, aber der Weg ist überschwemmt, alles ein See. Fast knietief muß ich die 100 Meter bis zur Bärme durch blankes Wasser stapfen.

Auf der Deichkappe weht es so stark, daß es einem den Atem verschlägt. Ich muß mich umdrehen, um erst einmal Luft zu schöpfen. Dann strebe ich, den Körper weit vornübergebeugt, den Jagdgründen zu. Am Siel haben stehen die Fischer bei ihren Kuttern, die fest verankert am Bollwerk liegen. Voll banger Sorge blicken sie ins Wetter. Sie wissen, es wird eine ungewöhnliche Flut werden, und keiner kann sagen, ob die Trossen ihrer Schiffe nicht brechen und die Fahrzeuge hoch am Deich stranden.

Ein paar hundert Gänge hinter dem Hasen verlässe ich die Deichkappe. Gott sei Dank, hier auf dem kurzrassigen Vorland ist der Sturm nicht gar so arg. Der Schilfwald am Watt gleicht einem wogenden Meer, auch die Simsen ducken sich unter den Windstößen tief zu Boden. Hier im Simsengürtel, zwanzig Gänge vom blanken Watt, stelle ich mich an.

Der Wind hat von Südwesten über West nach Nord, west gedreht. Aus der Wetterecke heult es jetzt heran. Eine blauschwarze Wand steigt am Horizont empor und zieht in rasender Schnelligkeit über das Watt. Regentränen hängen wie lange, durchsichtige Fäden vom Himmel zur Erde. Jetzt prasselt der Guß hernieder, dicke Tropfen trommeln herunter und schöpfen in kleinen Fontänen vom Schlick wieder empor.

So schnell es kam, geht das Wetter wieder. Jetzt hängt es drohend dunkel über dem Deich. Dann bricht für einen Augenblick die Sonne durch: der regennasse Hänggürtel blüht und leuchtet, die Brandung draußen glänzt wie Schnee, und die Regenbö über dem Deich

und braune Enten. Jetzt sind sie über mir, langsam fährt der Lauf der Flinte aus der Deckung, faßt einen dicken Erpel, der im Schuß wie ein Stein herabkommt. Die übrigen steigen, und ein zweiter Grnhals klatscht mir vor die Füße. Hätte ich einen weiteren Schuß im Rohr, ich hätte wohl noch einmal schießen können.

Während ich die Enten suche, muß ich andere unbeschossen vorüber lassen. Dann bin ich wieder parat. Neue Schwärme kommen. Diesmal sind es an die hundert Spießenten. Mit spitzen Schwingen, langausgezogenem Stoß und weit vorgestrecktem Hals steht ihr charakteristisches Flugbild am Himmel. Hart an der Wangengrenze ziehen sie vorüber. Der zweite Schuß wirft eine ins Wasser. Ein Erpel im Prachtkleid, die schönste Ente, die ich kenne!

Neue Stockenten kommen. Ich schieße, fehle, schieße. Es bleibt kaum Zeit zum Laden. Ich zwingen mich zur Ruhe, warte, bis die Vögel ganz nahe sind, und ziehe sorgfältiger. Eine Krickenente fällt, und eine Märzente schlägt aufsprühend ins Wasser.

In dem Jagdeifer habe ich gar nicht gemerkt, daß mir seit geraumer Zeit das Wasser schon oben in die Stiefel gelaufen ist. Ich muß zu Lande hin aufrücken, wo es flacher wird. Unzählige Enten sind inzwischen vorübergezogen. Vor dem Simsengürtel am Tief, wo die Buschbäken aus dem Wasser ragen, sind sie wieder eingefallen. In langen Reihen und dicken Klumpen tanzen sie mit den Wellen auf und ab.

Im Schilf, das mir fast bis zum Kopf reicht, stelle ich mich wieder an. Immer neue Vögel segeln heran. Viele ziehen sehr ferne, auf meinem Stand vorüber, außer Schußweite zu. Wenn die Sonne durchbricht, sind alle Farben der Enten deutlich sichtbar, und ich lasse mich zu Weitschüssen verleiten, die nichts einbringen. Ein ganzer

Schwarm großer, dunkler, langhalsiger Vögel wimmelt jetzt heran: Ringelgänse, die draußen in den Watten die See- grasbänke abweiden. Aber dem offenen Wasser streichen sie außer Schußweite vorüber. Dann kommen Brandgänse. Mit langsamem Flügelschlag ziehen die prächtigen Vögel vorüber, deren schallendes Lachen den ganzen Herbst über die Landschaft meerrwärts der Deiche erfüllt. Ich hätte leicht einen der Vögel schießen können. Aber das Geseh gibt diesen herrlichen Tieren zum Glück das ganze Jahr über Schonzeit.

Jagdbares Wild streicht vorüber, Spießenten und Stockenten. Die Vögel kommen jetzt auch vom Lande her und von Süden. Es ist keine Ordnung und keine Regel mehr in ihren Flügen. Das Wasser steigt unentwegt. Nirgends haben die Tiere, die in Landnähe wie der einsiedeln, Ruhe; sie nehmen sich wieder auf und streichen planlos hin und her, bis sie irgendwo einen stillen Platz finden, auf dem Vorland oder hinter dem Deich. Eine Spießente und eine Stockente fallen mir noch als Beute zu.

Ich muß meinen Platz erneut verlassen und die Jagd vorerst aufgeben. Das Wasser wird zu tief. Die Wellen rauschen jetzt schon durch den Schilfwald. Nur die hohen Stellen des Vorlandes ragen noch aus dem Wasser. Diese Hochstut ist ein böses Ereignis für die Mäuse und Maulwürfe. Ihre Gänge und Kessel laufen voll. Wie Korken kommen die kleinen Nager und Mülle emporgeschossen, wie Viber rinnen sie durchs Wasser, retten sich auf Treibsel und Strandgut und versuchen, den Deichfuß schwimmend zu erreichen. Die meisten versinken vorher. Die, die es schaffen, kommen vom Regen in die Traufe; denn dort nehmen die Nebelkrähen sie in Empfang, hochfreut über die zuckelnden Leckerbissen; und die Kinder, die Maus und Maulwurf mit Knütteln toschlagen...

Vom Schicksal einer niedersächsischen Stadtkultur

Betrachtungen bei Gelegenheit eines Buches von Albert Neukirch: „Hameler Renaissance“*)

Mit dem Ende des Biedermeiers begann in Deutschland eine sonderbar rückläufige Bewegung im Bauwesen: die Technik trat ihren Siegeslauf an, und in Ermangelung eines eigenen Baustils versuchte man es bei öffentlichen und Bürgerbauten mit einer Art Wiederholung der alten großen Stile. Hatte etwa Königs-Lutter eine bedeutende romanische Kirche, so mußte der neue Bahnhof bis zur Abortanlage romanisch gebaut werden; in Lübeck stellte man neben die gotische Marienkirche und das gotische Rathaus ein „neugotisches“ Postamt mit durchbrochenem Giebel und Kreuzblumenfenstern — Stephan meinte es gut, aber es ließ kalt; im blutigen Geestemünde, das zwar nie eine Hansestadt gewesen war, aber gern eine gewesen wäre, ahmte man das mit Christuskirche und Postamt nach; und wo, wie in Bremerhaven, außer einigen schlichten, doch wohl- abgewogenen Biedermeierbauten (Amt, Gefängnis, Häuser am Markt) kein rechter Anknüpfungspunkt vorhanden war, taumelte man von der Antike bis zum Maurermeister- und Jugendstil durch alle Stilformen hindurch: Fährstraße, Bürgermeister-Smidt-Straße, Kaiserstraße waren das unerfreuliche Ergebnis dieses Eklektizismus, der mehr scheitern wollte als er war. Er beschränkte sich im Äußeren meist darauf, daß man Menschenmassenställen in unedlen Stoffen, also etwa mit Zement, die Schmuckformen längst vergangener Völker und Zeiten anklebte. Es war alles innerlich unwahr; also hielt sich jeder dieser „Stile“ nur ganz kurze Zeit. Aber diese Zeit langte doch aus, um auch ins Innere der Häuser abzufärben bei denen, die es sich leisten konnten, und so saß man denn in romanischen, gotischen und mit Vorliebe „altdeutschen“, d. h. Renaissance, zimmern, wie sie besonders für Kneipräume beliebt waren. Diese Neurenaissance vergesellschaftete sich mit der ebenso unechten „Burgschreibenslyrik“ vortrefflich. Geestemünde (um möglichst die Beispiele immer aus nächster Nähe zu wählen) neigte für Mietskasernen (Holzhäuser; alter Bahnhof) zur italienischen Renaissance, zum Florentiner Palaststil, als dessen üppigstes Muster noch die Reste des Riedemannschen Palais stehen. Sonst war überall, namentlich für Rathäuser, deutsche Renaissance das Vorbild.

Das ist nun Gott sei Dank überholt; es hat einer ehrlicheren, sachdienlicheren und stofflich echteren Bauweise für Wohn- und Geschäfts- und Werk- und Gemeinschaftsbau Platz gemacht. Wo die Bauten einer zu raschen, stilllosen Entwicklung des Industriezeitalters noch stehen, da schlägt man all die auf- und angepöppelten Zierate, Erkerehen und Blechbüchsen ab (wenn sie nicht schon schamhaft und gutwillig abgefallen sind) oder hat es schon getan; wo aber die Luftangriffe ganze Städte weggeegelt haben, ja, da wäre, wie in Bremerhaven, die — hoffentlich — einmalige und unwiederbringliche Gelegenheit gegeben, nun nach wohlüberlegtem Plan neu aufzubauen, so wie das einst etwa die deutschen Barockstädte gekannt haben. Und hoffentlich wird sie genutzt. Das soll beileibe nicht heißen: im Stil des Barock oder irgendeinem anderen, der anderer Zeit und anderen

Bedürfnissen angehört. Es soll aber heißen: einheitlich, geschlossen wie sie; und wie sie Ausdruck ihrer Zeit, ihrer Lebenshaltung, ihrer Zwecke und Bedürfnisse waren, so müßte der Neuaufbau Ausdruck der unsrigen werden.

Alle diese Gedanken zielen auf die Gegenwart, und es erscheint mir gut, daß ein wissenschaftliches Buch über eine Kunstform der Vergangenheit sie geweckt hat. Das war, und doch anders, auch früher so, denn neben den oben angedeuteten scheinbaren Wiederbelebungen alter Stile lief ja auch ein ausgebreitetes gelehrtes Schrifttum einher, das sich mit den wirklichen alten Stilen beschäftigte — es lief nicht nur nebenher, es ging auch voran und beschwor heraus und bot Muster. So ist es bei der Beschäftigung mit der Renaissance der Fall gewesen. Aber der Wiederentdeckung des Barock ist dann die Renaissance in den Hintergrund getreten; es kam die politische Strömung hinzu, welche die Renaissance als uns art- und wesensfremd ablehnte. Nun ist auch das überwunden; es scheint in der kunstwissenschaftlichen Betrachtung eine Art Renaissance der Renaissance heraufzukommen; wir wissen wieder das Ewige in aller großen Kunst zu sehen und zu genießen — und dürfen es, gleichgültig welchem Volk und welcher Zeit sie angehört. Wir werden aber, nachdem bei uns so entsetzlich viel des Schönsten zerstört worden ist, uns mit Neigung gerade in das bei uns noch Erhaltene versenken.

Dr. Albert Neukirch, bis vor kurzem Direktor des Vaterländischen (Bomann-)Museums in Celle, ein erster Kenner der sogenannten Weser-Renaissance, der er bereits ein umfang- und gehaltreiches Werk (Veröffentlichung der Niedersächsischen Historischen Kommission) gewidmet hat, tut das in dem wohl ausgestatteten Buche über die Hameler Renaissance. Dean Hameln gehört zu den glücklichen, nur wenig beschädigten schönen deutschen Städten. Das Buch gibt weit mehr, als der Obertitel besagt. Knapp und straff gerast, läßt es die gesamte städtische, ständische, wirtschaftliche, kirchliche, künftliche, kulturelle Entwicklung der Weserstadt in Fleden und Fehden durch acht Jahrhunderte, von den Anfängen des Stifts bis zum Beginn der Neuzeit an uns vorüberziehen, immer lebendig und anschaulich, immer aus den Quellen. Dabei verweilt Neukirch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, eben jenen Jahrzehnten, in denen in Hameln in Bau- und Bildkunst ein neuer Stilwille sich bekundet. Indem er ihn würdigt und seinen Einzelformen nachgeht, setzt er die neue Lebensäußerung in Beziehung zu den Menschen dieser Stadt und Landschaft; er spürt die Meister auf, die hinter den Werken stehen, die heute Hamelns Ruhm ausmachen: Leijst, Rattenfänger, Hochzeitshaus, und dabei fällt auch für den Familienkundler mancherlei ab; er verfolgt die Ausstrahlungen des neuen Stils auf die Edelitze der Umgegend und bis in nahe und ferne Nachbarstädte und umgekehrt die Anregungen, die den bürgerlichen Bau- meistern von den auf Kriegszügen weitgereisten adligen Bauherren zufließen (v. Holle, v. Münchhausen, v. Salder, v. Kleudke — Schwöbber, Bevern usw., Hamelnschenburg). So ist ein Werk entstanden, das dem Geschichtsforscher, dem Kulturgeschichtler und dem Kunstwissenschaftler in Neukirch gleicherweise zur Ehre gereicht. Th. A. Schröter

Windrose

Windrose, lockende Blume der Ferne,

Am Kreuzweg der wandernden Winde erblüht;
Wie wächst aus der Kelchblätter hütendem Kerne
Uns Osten und Westen, Norden und Süd,
Die Höhe des Himmels zum weissen Sterne.

Wie Springwurz im Märchen die Schätze erschleift,
So öffnet dein Zauber uns Länder und Meere;
Vom Sturme bestäubtem Stempel entspringt
Die Kugel der Welt — die gerundete Beere.

Wegwarte bist du und leuchtende Leiste;
Wie gleicht dem in Freiheit gesehten Erz
Der Nadel das niemals vom Heimweh befreite
Und immer doch ruhelos schweifende Herz.

Windrose, lockende Blume der Weite!

Martin Boyken, Stade

wird dunkel, wie der nächtliche Himmel. Regen fällt, durchsichtig blühend; ein buntfarbiger Bogen spannt sich über dem Deich.

Es wird wieder dunkler. Der Regenbogen im Osten verblißt, verschwindet. Von der See her dringt das Tojen der Brandung an mein Ohr. Oder ist es der Sturm? In unerminderter Kraft brausen die Böen über das Watt und treiben das Wasser landwärts. Von überall kriecht es über die Schlickflächen. Strandaufsteher kommen und fallen dicht hinter dem Simsengürtel ein, eifrig im Schlick stochernd. Ein Duzend ist es sicher, dann schwenkt ein Schwarm von Hunderten heran, und nun mögen es an die Tausend sein. Aber sie nehmen sich schnell wieder auf und fliegen dem Vorland zu.

Da, wie eine dunkle Wolke liegt es über den weiß gekämmten Bänken. Rasch das Glas an den Kopf! Das Herz stockt. Die Wolke besteht aus Vögeln. Es sind Enten!

Sie kommen! Schof auf Schof segelt heran. Längst bin ich in Deckung gegangen und sehe die Vögel durch das Halmgitter der Meerstrandsimen herankommen. Ein paar hundert Meter nordwärts von meinem Stand treffen die ersten auf den Vorlandgürtel. Welch eine Entschung! Sie werden vom Sturm fast bis an den Deich getrieben, schwenken und kommen vom Lande her wieder auf mich zu, schwenken dann abermals unter dem Windstoß deichwärts. Ich muß sie unbeschossen passieren lassen. Der zweite Schof aber kommt mir gerade richtig. Es sind Stockenten. Viele bunte Erpel

*) Hameln, Bächerstube Str. Seifert. 1950, Oktav; VIII, 124 S., 22 Tafeln. Geb. 8,40 DM.

Warum nur Niederweser? / eine Sprachgeschichtliche Antwort

Die jüngst erneut aufgeworfene Frage: „Unterweser oder Niederweser?“ kann m. E. nur Sprachgeschichtlich zureichend beantwortet werden. Im Hochgebirge, wo die Gegensätze größer sind, unterscheidet man „oben“ und „unten“ und bildet entsprechende Namen. Aber man kennt dort auch die Bezeichnung „nied“: Nieder-Tauern, nied dem Wald, Niederwald, Nieder-Ostereich, Niederschlesien. Bei uns in der Ebene liegen die Dinge wesentlich anders. Der Unterschied zwischen dem höher und niedriger gelegenen Lande ist so geringfügig, daß er einem Oberländer nicht auffällt. Unsere Berge zwingen ihn zu einem Lächeln. Unsere Vorfahren, die mit der Natur ihres heimatischen Bodens wohlvertraut waren, hatten für Höhenunterschiede ein feines Auge und schufen darnach ihre Namen. Die bezeichneten das niedriger gelegene Land nur als „nieder, nedden“. Unsere Flur- und Ortsnamen erbringen dafür vollständige Beweise.

Auf dem linken Weserufer liegt im Bremer Gebiet das Vieland, es wird nach den geringfügigen Höhenunterschieden als Ober- und NiederVieland benannt. Die gleiche gegensätzliche Bezeichnung kehrt im Blocklande wieder: Ober- und Niederblockland. Ein weiteres Beispiel liefert Stedingen. Im Mittelalter trennte man streng Oberstedingen (das heutige Stedingen) von Niederstedingen, das Land nördlich der Hunte, für das sich nach Zuschlagen der Wesertarme der Name Moorriem einbürgerte.

Gleiches ergeben die Ortsnamen. In der Nähe von Verden liegt neben Hohenauverbergen ein Nedderauverbergen und nicht so ganz weit davon noch ein Nedderhude. Im Bremer Blocklande treffen wir Mittelsbüren und das etwas niedriger gelegene Niederbüren.

Im St. Jürgenlande unterscheidet man in der Gemeindefürsorge die drei Ortsteile: Oberende, Mittelende, Niederende. Die Weser verschlang im 16. Jahrhundert mit anderen Orten Niederwarfshaus und Nedderwarden. Die Gemeinde Oldenbrock bei Elsfleth umfaßt: Altendorf, Mittelort und Nedderort. Die Nachbargemeinde Neuenbrock gliedert sich in die Ortsteile Oberhörne und Nedderhörne. Schließlich sei noch auf Niederbedum bei Rodenkirchen und den Ortsteil Nedderhufen in Sanderheese verwiesen. Alle diese Ortsnamen wurden durch das Bestimmungswort „nieder = nedden“ gebildet. Aus dem Gebiete unserer Niederweser, aus dem alle diese Beispiele stammen, kenne ich keinen Ort, dessen Name durch „unter“ gebildet wurde. Bei Rotenburg liegt ein Unterstedt, ohne Frage eine jüngere Namensbildung, die die Beweiskraft unserer Beispiele ebensowenig entkräften kann, wie Unterlöh bei Celle, das erst vor hundert Jahren entstand, als die Bahn von Lehrte nach Harburg gebaut wurde.

Um aber noch klarer zu sehen, ist ein Blick in die Flurnamen unerlässlich, weil sie ältestes Sprachgut darstellen. In der Feldmark Rechtenfleth gibt es ein Neddermoor. In Meyenburg kennt man einen neddersten Hof, in Bremen-Grumbke führt eine Straße den alten Namen „Am Niederhof“. In der Gemarkung Rehnum erinnert der Nedderwarder Weg an das bereits als verschollen erwähnte Dorf Nedderwarden. Bei Geestmünde gab es ehemals eine Nedderwisch. Unter den Flurnamen von Bremerlehe kommen, wie Hermann Schröder mir schon vor Jahren mitteilte, entsprechende vor, wie „benedden den Berge“. Die gleiche Beobachtung läßt sich im Oldenburgischen anstellen. In den

Gemeinden Oldenbrock und Schwei liegt vor der Bauernreihe auf halbem Wege zum alten Wasserlauf der Viene und des Lockstethes die Nedderstrat. Diese so bei Wegelang gesammelten Beispiele genügen. Sie erhärten die Tatsache, daß es ehemals Sprachbrauch war, das Niedrige, das Tieferliegende stets nur durch das Bestimmungswort „nieder“, niemals aber durch „unter“ zu bezeichnen.

Führten uns diese Namen in die Vergangenheit, so dürfen wir doch auch die lebendige Volkssprache nicht außer Acht lassen. Wenn in Driftsthe ein Bauer in die tiefer liegende Marsch geht, so heißt es: „he geiht na nedden“, allenfalls „hendahl“, niemals „na unnen“. „He gung nedden up de Däl“. „He is de nedderste (in'r School)“. In den Oldenburger Wesermarschen ist es — nach Mitteilung des verstorbenen Pastors W. Ramsauer, Rodenkirchen — Sprachbrauch: „He is nedden an't Sieddeep“, und das Merkwürdige dabei ist, daß es heute eigentlich „hennup“ und „haben“ heißen müßte, denn dort liegt das später eingedeichte, höhere Land, hier liegen die hohen Fettweiden (daher: nedden das hohe Land — ein seltsamer Widerspruch!). Das im Erscheinen begriffene Niedersächsisches Wörterbuch wird eine Fülle von Beispielen dafür bringen, daß auch heute noch der Begriff „nieder, nedden“ für niedrig Liegendes im Volke lebendig ist.

Wie kam es denn nun zu dem Namen „Unterweser“, der doch dem Sprachbrauch schnurstracks zuwiderläuft? Als Propst Johann Gottlieb Visbeck in Werlabe 1798 seine für die Heimatgeschichte bedeutsame Schrift „Die Nieder-Weser und Osterfahde“ erscheinen ließ, war er keinen Augenblick im Zweifel, wie der Titel des Buches zu lauten habe. Er gab auch zwei Karten bei, die die Niederweser darstellen. Daß er dem allgemeinen Sprachbrauche folgte, zeigt ein Blick nach der Elbe, dort erschienen 1769: Die Mäse der Niederelbe — 1781: Niederelbische Magazin — 1815: Niederelbischer Kurier. In dem Staatsvertrage, den Bürgermeister Johann Smidt 1827 mit der Krone Hannovers wegen eines Bremer-Havens abschloß, ist nur von Niederweser die Rede. In amtlichen Verhandlungen taucht die abweichende Bezeichnung „untere Weser“ und „Unterweser“, soweit ich sehe, erstmalig in den Akten der Weser-Schiffahrts-Akte auf, das war 1828 bis 1832. Ich sprach über den Namen Niederweser oft mit Dr. Johann Focke, dem Begründer des Fockemuseums in Bremen; er sagte, daß meine hier skizzierte Beweisführung ihn völlig überzeugt habe, daß Niederweser die richtigere Bezeichnung sei. Er meinte, daß der sprachlich unrichtige Name „Unterweser“ zur Franzosenzeit aufgekommen sei. Hermann Allmers schreibt in seinem „Marschenbuch“ 1857 sowohl Niederweser als auch Unterweser. Das gleiche stellen wir in Hermann Schumachers Schrift „Die Stedingen“ (1865) fest; die beigegebene Karte stellt allerdings ausdrücklich „Die Niederweser“ dar. Für die Folge trifft der alte Name „Niederweser“ ganz zurück und wird von der jüngeren Bildung „Unterweser“ überwuchert. Unterweserkorrektion und Finanzamt Unterweser trugen ihr Teil dazu bei.

Festzustellen ist: Sprachgeschichtlich läßt sich nur Niederweser führen.

So habe ich denn auch keinen Augenblick gezögert, meine 1927 erschienene Monographie nach dem Vorbilde Visbecks „Niederweser“ zu benennen. Und ich stehe nicht allein. Im Bremer Schulatlas, der in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts im Gebrauch war, bestand sich eine Karte der Niederweser. Als vor wenigen Jahren die Verwaltung der Kleinbahn Wulsdorf-Sandstedt ihrer Linie einen Namen geben wollte, war sie wohlberaten, dafür die richtige Bezeichnung „Niederweserbahn“ zu wählen. D. Steilen

Jur Erklärung des Flurnamens „Rosengarten“

Wer einmal das Glück gehabt hat, von Bozen aus den abendglühenden Dolomitenstadi, dieses breite Märchenselbstschloß, schauen zu dürfen, wird nicht im Zweifel sein können, weshalb es den Namen des großen Rosengartens führt. Hier ist es das Gestein, das im Schein der untergehenden Sonne rosengleich aufleuchtet.

Edward Jacobs ist den Spuren des Namens „Rosengarten“ im deutschen Lied, Land und Brauch durch das ganze deutsche Gebiet nachgegangen.¹⁾ Der klassische Boden der Rosengärten liegt zwischen Basel und dem Rheingau. Neunmal findet man ihn im Oldenburgischen; z. B. bei Cloppenburg, auf der Pestruper Heide, südlich von Wildeshausen, dann auch im Lüneburgischen bei Hittfeld sowie im Alten Lande an der Elbe im Kirchspiel Neuenfelde, endlich aber auch — und das dürfte hier besonders interessieren — in den Kirchspielen Dorum und Mulsum im Lande Wursten und in dem benachbarten Grenzgebiet zwischen Krempel und Wanna.

Auch auf städtische Anlagen hat der Begriff der Rose und des Rosengartens Anwendung gefunden und im übertragenen Sinne — vor allem im Volksliede — in seinen Beziehungen zum Liebesleben im Herzen und Munde des Volkes. So heißt es im kirchlichen Liede: „Ave Maria, du schöner Rosengart“, womit auch die bildliche Darstellung der Jungfrau Maria als „Maria im Rosenhag“ zusammenhängt.

Die Bezeichnung Rosengarten wird gelegentlich auch für ein Schlachtfeld gebraucht, indem die dort empfangenen Wunden als Rosen gedeutet werden. So geschieht es seitens des Generals Michael von Obentaut, der in dem Gefecht bei Seelze in der Nähe Hannovers 1626 auf den Tod verurteilt in die Hand seines Gegners fiel, als Tilly ihn ritterlich vom Schlachtfelde in seinen Wagen aufnahm und ihm sein Bedauern über seine Verwundung aussprach, erwiderte ihm jener: „Auf solchem Felde pflückt man nun einmal solche Rosen“. Auch Turnierplätze wurden analog im Mittelalter wohl als Rosengärten bezeichnet, wie z. B. der Turnier- und Abungsplatz der Bürger von Osnabrück bei dieser Stadt.

Nach Focke²⁾ soll die Bezeichnung „Rosen“ im Gelände auch auf Begräbnisplätze hindeuten; so mag die Bezeichnung Rosengarten auf der Pestruper Heide, so bei Hittfeld im Kreise Harburg in Beziehung zu einem in der Nähe befindlichen alten Gräberfelde stehen.

Wird in allen diesen Fällen die edle Blume dieses Namens als Stammwort angenommen, so ist es ebenso zweifellos, daß das Wort ros in vielen anderen Fällen nichts mit ihr zu tun hat. Rosengarten ist z. B. auch der Platz, auf dem die Kalkrose aufgeschichtet wird, ein Stoß von Kalksteinen und Holz, aus dem Kalk gebrannt wurde.³⁾

Im Alten Lande hat man im Kirchspiel Neuenfelde an der Elbe von dem Worte hors, d. i. hors = Pferd, die Bezeichnung Pferdeweide für den Flurnamen Rosengarten hergeleitet. Für den gleichen Flurnamen im Lande Wursten ergibt sich aber aus diesen Ableitungen keine sachlich zureichende Erklärung. Demgegenüber wies der Germanist Theodor Siebs mir gegenüber einmal auf folgende Deutungsmöglichkeit hin. Er meinte: Wir

haben das Wort rosen = faul werden, das dann fälschlich zu röben oder auch rösten geworden ist, weswegen man von Flachsrösten spricht. Im Schweizerischen gibt es das Wort roße = Wassergrube, auch in der Form wasserrose, und das bedeutet auch einen feuchten Sumpf. Siebs erklärte weiter, er sei überzeugt, daß unter den zahlreichen Ortsnamen mit der Silbe roß dies Wort roß anzunehmen sei. In Konstanz fand ich in der Nähe des Seufers eine Straße Rosgarden, an der ein Museum mit berühmten urgeschichtlichen Funden liegt. In dem rheinländischen Rosdomme, niederl. roesdomm = Rohrdommel, das statt des nordischen r (auch im dänischen roerdomm enthalten) ein s aufweist, trifft die Bezeichnung ros = Sumpf auch deutlich zutage.

Zu diesem stammhaften Wort ros ist aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Flurname Rosengarten im Lande Wursten zu sehen. In dem moorigen Grenzgebiet zwischen Krempel und Wanna, das denselben Namen führt, stellt sich diese Flur noch heute als Sumpf dar. In diesem Zustande befand sich einst auch das im Lande Wursten diesen Namen führende Gebiet unmittelbar westlich des Grauwalls, das ursprünglich einen breiten Priel längs des Geestrandes bildete, später verlandete und sich noch jetzt durch die schmalen Streifenfluren auf dem Meßischblatt als jüngere Marsch kennzeichnet. In früheren Jahrhunderten trug es Bruchlandscharakter und enthält auch heute nur minderwertigere Wiesen (Wischchen), entspricht also dem Gebiet der Wolden im Emslande und dem der Wischen (Wenemanswisch, Heuwisch usw.) in Dithmarschen. Im Kirchspiel Dorum ist die Bezeichnung Rosengarten für eine Flur in der Nähe der Siedlung Sachsendingen noch lebendig, im Kirchspiel Mulsum bestand sie früher auch und im Kirchspiel Midlum noch als Siedlungsbezeichnung, die von dem entsprechenden Gebiet am dortigen Grauwall abgeleitet worden ist.

R. Wiebald

Wie die Hadler Stände dem Herzog Julius Heinrich huldigten

Das Land Hadeln stand bekanntlich jahrhundertlang unter der Herrschaft der Herzöge von Sachsen-Lauenburg. Wenn ein Herzog die Regierung antrat, mußte er sich auch nach Hadeln begeben, um die Huldigung der dortigen Stände entgegenzunehmen. Eine solche Huldigung ist im Amtsbuch der Amtschreiber zu Otterndorf (heute im Hadler Kreisarchiv) ausführlich beschrieben. — Am 18. Januar 1656 war Herzog August in Raheburg „sanft eingeschlagen“ und am 28. März „in dero Ruhe und Schlaf“ Cammerlein mit kaiserlicher Sepultur begesetzt worden. Ihm folgte als regierender Herzog „zu Sachsen, Engern und Westfalen“ sein Halbbruder Julius Heinrich, der lange in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden hatte und katholisch geworden war. Am 1. Juni des Jahres traf er mit seiner dritten Gemahlin, Anna Magdalena, geb. Prinzessin von Lobkowitz, verw. Gräfin von Kolowrat, in Otterndorf ein. Sein Bruder Franz Carl und dessen Gemahlin, Elisabeth, geb. Gräfin von Meggau, verw. Baronin Teuffel, begleiteten ihn.

Drei Tage später, am 4. Juni¹⁾, fand die Erbhuldigung der Stände statt. Sämtliche Schultheißen, Schöffen und Eingekessenen „der Landtschaft“ (d. h. der sieben Kirchspiele des Hochlandes) und „der fünf Kirchspiele“ (d. h. des Stetlandes), sowie die Bürgermeister, der Rat

und die Bürger des „Weichbildes“ Otterndorf versammelten sich auf der alten Dingstätte des Landes, dem Warningsacker. Dort leisteten sie unter freiem Himmel den sehr ausführlichen Huldigungseid, der ihnen vom Gerichtsschreiber Hartwig Bambanius vorgelesen wurde. Der Herzog saß während der Zeremonie auf einem schwarzen türkischen Roß mit vergoldetem „türkischem Zeug“, das dicht mit „türkischen Steinen“ besetzt war. Er hatte eine große goldene Kette um, die ebenfalls mit türkischen Steinen besetzt war. Sein Bruder, Herzog Franz Carl, blieb auch auf dem Pferde sitzen, die beiden Herzoginnen hielten nahebei in den Kutschwagen.

Der Kanzler Nicolaus Schaffhausen hielt eine kurze „Sermon“, die herzoglichen Räte standen dabei: Dr. Herman Hoffmann, der Gräfe Otto Friedrich v. Moltke, der Oberhauptmann Antonius Steinhach und der Stallmeister Christoph Wilhelm Salvort v. Falkenburg, außerdem viele adlige Kavalere und Beamte.

Danach wurde der Anschlag der Stände vom neuen Landesherren aufs Schloß Otterndorf geladen und dort „stättlich tractiert“. Die Stände verehrten dem Herzog ein großes vergoldetes Siebeken mit der „Kandel“ (= Kanne) und der Herzogin eine schöne vergoldete „Kalte Schale“ mit dem Deckel und einen Becher, außerdem bewilligten sie „zur Verzeugung ihrer großen Affection“ eine „gutwillige“ Steuer von 6000 Reichsthalern, die bis Ostern 1657 gezahlt werden sollte. — Die Gegenleistung des Herzogs, die Bestätigung aller Privilegien des Landes, erfolgte nach wenigen Tagen, am 10. Juni.

Dr. W. Lenz

¹⁾ Ed. Jacobs, Rosengarten im deutschen Lied, Land und Brauch, Halle 1897.

²⁾ Einige Stammwörter niederdeutscher Ortsnamen, im Korrespondenzblatt des niederdeutschen Sprachvereins XVIII. Vergl. dazu von der Osten im 1. Jahreshft der „Männer vom Morgenstern“, S. 81.

³⁾ Schiller-Lübbers, Niedersächsisches Wörterbuch, Bd. III, S. 509.

¹⁾ Anm.: Die Hadler Chronisten nennen als Tag der Huldigung irrthümlich den 5. Mai (Bilkau u. Scherder), bzw. den 6. Mai (E. Rüther).

Neue Bücher für den Heimatfreund

Die Windrose, Gedichte von Martin Boyken, Stade. Verlag Hamburgische Bucherei. Gedichte? — Ja, es sind wirklich Gedichte, und zwar Schmuckstücke in gediegener, formenreiner Fassung. Geschrieben von einem Manne, der die Seele unserer Menschen am Rande des Meeres in ihren tiefsten Tiefen kennt. So wie er sie zeichnet, so ist sie geprägt im ewigen Rhythmus des Kommens und Gehens, durch Ebbe und Flut, im Abschiednehmen und frohen Wiedersehen. „Die Windrose“, „Die Muschel“, „Das Flaschenschiff“, „Das Schiffmodell“, das alles sind ihm Gleichnisse zu einer besinnlichen Betrachtung, zu einem Schauen hinter die Dinge. Jeder Heimatfreund wird an diesen Gedichten seine Freude haben. Wir empfehlen das Bändchen deswegen aus bester Überzeugung.

Festschrift zum 70. Geburtstag des ord. Professors Dr. Ludwig Mecking. Gewidmet von seinen Freunden und Schülern. Walter Dorn Verlag, Bremen-Horn. Der stattliche Band von 272 Seiten enthält Beiträge über die Bedeutung und das Wirken von Prof. Mecking. Dr. Kurt Bräuning schrieb über „L. Meckings Schaffen und die Landesplanung“. Allgemeinem Interesse wird auch die Arbeit von Prof. Dr. Siegfried Passarge begegnen: „Erdbeben und Menschwerdung in Ostasien“. Auf unsere engere Heimat bezieht sich ein Aufsatz aus der Feder von Dr. Fick vom Geographischen Institut in Hamburg über „Geestrandstädte der Niederelbe“, der besonders Bergedorf, Geesthacht, Lauenburg und Buxtehude behandelt.

Stader Jahrbuch 1950 (= Stader Archiv, Neue Folge, Heft 40). Herausgegeben im Auftrage des Stader Geschichts- und Heimatvereins von Hans Wohltmann. 8°, 159 S., 8 Tafeln.

Nicht als ob wir neidisch wären; aber der Neid muß es den Stader Jahrbüchern lassen: sie sehen mit ihrem reichen Bildschmuck und den Hierleuten, in Umschlag, Papier und Druck, kurz in der ganzen äußeren Aufmachung immer ansprechend und gefällig aus. Sie wären vollendet, wenn dem Sahlspiegel ein breiterer Rand entspräche; aber das mag an dem Din-Format liegen und, wie die Druckfehler, ein Zeichen der Zeit sein. (Hier darf der Seher eine geistvolle oder tröstende Anmerkung machen!*) Jedenfalls: es ist nicht gleichgültig, wie ein Druck-Erzeugnis sich dem Auge darbietet. Wenn dann der schönen Schale ein nahr- und schmackhafter Kern entspricht, — Er tut es.

Vorangestellt ist (aus dem schwergelehrten „Studium Generale“, das bei uns doch nur in verhältnismäßig wenig Händen kommt) ein lehrreicher Aufsatz von Prof. Dr. Fritz Overbeck, Bonn, dem Sohne des Worpener Malers, „Vom flachen Lande Niedersachsens und vom Erleben der Landschaft überhaupt“. Studienrat Martin Boyken berichtet über den Stader Blandruck; Oberarchivar Dr. Weise auf Grund des Altlüneburger

*) Anm. d. Sehers: Es wird besser werden! Es fehlt uns nichts, daß wir glücklich sind, nur Zeit!

ger Archivs über das Edikt in Zaubereisachen von 1603 und seine Anwendung durch den Richter Luder Bicker — und greift damit in unser engeres Gebiet über; Heinrich Cranz über Dorf Gräpel und seine Flurnamen; Willy Lüdke über Hügelgräber der Einzelgrabkultur in Heimböckel; Oberstudiendirektor Dr. Wohltmann — dem 85-jährigen Fritz Mackensen zu Ehren — aus alter Vertrautheit über die Bedeutung der ersten Worpener Maler. Und dazwischen streut Martin Boyken (der auch in unserem Heimatblatt wiederholt zu Worte gekommen ist und von dem inzwischen ein hübsches Bändchen vorliegt) metrisch und sprachlich gewandt (manchmal Rilke, manchmal — Freiligrath) reiz- und stimmungs- volle Gedichte ein.

Es ist schon so: wir wollen nicht verschmelzen, denn jede der beiden bestreuten Vereinigungen hat in dem landschaftlich und geschichtlich so mannigfach abwechselnd aufgeteilten Gebiet zwischen den Unterläufen der Elbe und der Weser ihre eigene Aufgabe; aber wie unsere Mitglieder immer einmal in den Stader Jahrbüchern auftreten, so die führenden Männer des Stader Vereins in unseren Festschriften, und wer das Ganze überblicken will, der mußte als Morgensterner eigentlich auch das Stader Jahrbuch mindestens lesen, möglichst halten — und umgekehrt.

Schr.

Verein für Naturkunde an der Unterweser

Der Verein für Naturkunde, dessen Tätigkeit 1934 erlahmte und während des Krieges ganz ruhte, hat sich in Bremerhaven und Umgebung neu gebildet. Auf der ersten Sitzung, die am Sonnabend, 21. Oktober 1950, im Vortragsraum des Morgensternmuseums stattfand, sprach Lehrer Joh. Cordes, Langen, über das Thema: „Zur Geschichte des Vereins für Naturkunde“.

Im Jahre 1896 wurde dieser Verein unter der Leitung von Fr. Plettke gegründet. Die Mitglieder sahen ihre Aufgabe darin, die natürlichen Verhältnisse der Heimat zu erforschen und naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten. Im Winter fanden Vorträge statt, im Sommer Exkursionen, um die heimische Pflanzen- und Tierwelt zu studieren und die Landschaftsformen Marsch, Moor und Geest geologisch zu untersuchen. Wissenschaftliche Arbeiten wurden in eigenen Jahrbüchern veröffentlicht. Eine Bucherei des Vereins wurde der Stadtbibliothek angeschlossen; eigene Sammlungen waren im Morgensternmuseum untergebracht.

Joh. Cordes würdigte die treue und fleißige Arbeit der alten Mitglieder, insbesondere die Leistungen der Mitglieder Brockmann, Klie und Schütte, denen für ihre wissenschaftliche Forschung der Dr. h. c. verliehen wurde. Auf Anregung unseres verehrten Dr. Brockmann wird die alte Tradition, echte Heimatforschung zu treiben, wieder aufgenommen.

Am 8. Dezember 1950 sprach Dr. Lüneburg vom Institut für Meeresforschung über „Aufgaben und Be-

deutung der Meeresforschung“. Seit der Jahrhundertwende stellt die Meeresforschung eine selbständige Disziplin dar. Die Ergebnisse und Erkenntnisse dieser Forschung sind für die Fischerei und Fischwirtschaft von wesentlicher Bedeutung. Von den Instituten in Kiel, Hufum, Hamburg, Bremerhaven und Wilhelmshaven werden eingehende Untersuchungen des Meeresbodes und des Wasserkörpers vorgenommen. Die Gezeitenströme, die Gefälleströme und die Windtriften spielen für das pflanzliche und tierische Leben im Meer eine bedeutende Rolle. Vor allem sind es die Kieselalgen (Diatomeen), auf denen das Leben im Meer beruht. Sie leisten die Urproduktion. In den subpolaren Schelfgebieten lassen günstige Lebensbedingungen die Kieselalgen besonders gut gedeihen, sie dienen den Krebsfischen, „Kritl“ genannt, als Nahrung, und diese ungeheuren Tierstämme wiederum bilden die Hauptnahrung der riesigen Wale.

Dr. Lüneburg erläuterte außer den Meeresströmungen des Atlantischen Ozeans auch die Salz- und Brackwasser-Verhältnisse des Weserstromes. Die ständige Überwachung der Schlickablagerungen und die Erforschung der Planktonwelt sind für die Stromverhältnisse und für die Küstenveränderungen sehr wichtig. Die hydrographischen und ozeanographischen Forschungsarbeiten verlangen internationale Zusammenarbeit.

Eine rege Diskussion bewies dem Redner das lebendige Interesse und die Dankbarkeit der Hörer für seinen Vortrag von der stillen, mühevollen Arbeit des Wissenschaftlers.

Schei

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Die Arbeitsgruppe des Morgensterns (frühere Jugendgruppe) trifft sich in Zukunft jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat im Geesthaus in Spekenbüttel. Beginn stets um 20 Uhr.

Der Verein für Naturkunde an der Unterweser hält seine nächste Versammlung am 26. Januar, 20 Uhr, im Vortragsraum des Instituts für Meeresforschung. Am Handelsplatz 12, ab. Dr. Brandes spricht über das Thema: „Marine Fischereibiologie“. Gäste sind willkommen.

Die Trachtengruppe der Börde Lamsfeldt wird am 20. Januar, von 15—18 Uhr, im Kaffeehaus des Parkhauses Spekenbüttel eine Tanzvorführung in alten bäuerlichen Kostümen veranstalten. W. Klendz wird dabei über die Formen und Farben der Lamsfeldter Trachtengruppe sprechen und in den Pausen auch über Spinnen und Weben und über heimatische Hochzeitsbräuche plaudern. Zwei Mädchen werden die Arbeits-tracht vorführen. Am selben Tage wird die Gruppe auch in Bederkesa auftreten und zwar um 20 Uhr in der Burg.

Mit diesen beiden Veranstaltungen will der Heimatbund keineswegs einen Versuch machen, alte Trachten, die bereits abgelegt sind, wieder zum Leben zu erwecken. Schon Hermann Löns schrieb einmal: „Es wäre städt. Egoismus, eine Tracht beibehalten zu wollen, damit sie städt. Augen als romantische Landschaftsauffassung diene“. Aber der Heimatbund als Geschichtsverein hält sich für berechtigt, einmal von einer anerkannt tüchtigen Gruppe die Trachten und Tanzformen früherer Zeiten in ihrer Einheit vorzuführen zu lassen, und er glaubt, damit vielen Freunden unserer Heimat eine rechte Freude zu bereiten. Selbstverständlich ist jedermann gern gesehen. Es wird ein Unkostenbeitrag von 0,50 DM erhoben.

Wir werden unser „Vereinsnachrichten“ noch

auf den Termin der Veranstaltung hinweisen und bitten, darauf achten zu wollen.

Die Zeitschrift „Niedersachsen“, die vom niedersächsischen Kultusministerium unterstützt wird, ist für den Heimatpfeiler und Heimatforscher, den Heimatkunde, unterrichtet und die Volksbildungsarbeit überhaupt unentbehrlich. Es wäre sehr erwünscht, wenn die Gemeindeverwaltungen und auch die Schulen die Zeitschrift bestellen würden. Sie ist ein Kämpfer gegen die immer hemmungsloser fortschreitende Mechanisierung und Vermassung unseres kulturellen Lebens. Die Zeitschrift ist zu bestellen beim Verlag August Lar in Hildesheim, Weinberg 56 (aber auch bei jeder Buchhandlung). Der Bezugspreis für das Heft beträgt 1 DM. Es erscheint alle zwei Monate.

„Verdrehte Türme“ gibt es mehrfach. Bekannt ist in dieser Beziehung der Turm in Sandstedt. Aber auch der zerbrochene Turm der Liebfrauenkirche in Bremen und der St. Sixtus-Kirche in Northeim haben Spitzen, die wie eine Zigarre gedreht erscheinen. In der Zeitschrift „Niedersachsen“ wird nunmehr die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung aufgeworfen. Ist diese Turmform von Anfang an beabsichtigt gewesen, oder haben sich diese Türme nachträglich gedreht? Vielleicht infolge von Witterungsschwankungen? Ist auch heute noch eine Bewegung feststellbar? Wo gibt es sonst noch Türme mit gedrehten Spitzen? Wir bitten Sachkundige um eine Stellungnahme.

Ein oft zitiertes Wort: In dem Buche von Melborg „Das Bauernhaus“ ist auf Seite 42 folgender Satz überliefert: „Hier ist die Marsch. Die ganze übrige Welt ist man Geest. Was willst du in der Wüste?“ Der Ursprung ist unbekannt. Wir finden diesen Ausspruch in verschiedenen Varianten. Hermann Almers

z. B. schreibt in seinem „Marschenbuch“ so: „Sü Jung, hier is de Marsch, un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullst du dumme Jung nu in de Welt maken?“ Auch bei Rehder Heinz Carsten: „Chauken, Friesen und Sachsen“ findet sich diese Stelle. Aus G. F. Meyer: „Die Schleswig-Holsteiner“ zitiert er: „Mien Sön, dütt is de Marsch, allens annere in die Welt is bloot Geest. Wat wullst du Hansnarr darum in't wöste Land runn-gaan“. Die älteste Fassung, die uns bekannt ist, steht in Schleswig-holsteinischen Gnommen von Claus Harms (1843, pag. 180). Hier wird der Dichter J. H. W. B. in Otterndorf als Gewährsmann, d. h. als Überlieferer genannt und das Wort in weniger prägnanter Form auf die Elbmarschen bezogen. Wer kennt ältere Quellen?

Verichtigung: Schulkat i. R. von Hassel bittet uns um folgende Richtigstellung: In seinem Aufsatz über „Die Kirche zu Dorum in katholischer Zeit“ in Nr. 12 des Niederdeutschen Heimatblattes muß es statt „Ziborium“ (= Raum für den Weihrauchbehälter) heißen „Ciborium“ (= Raum für den Weibrotbehälter). In dem Handbuch für die Denkmalpflege von Dr. Reimers heißt es: „Ciborium ist das Gefäß zur Aufnahme des hl. Brotes. Um bei ausbrechenden Verfolgungen kommunizieren zu können, wurden Brot und Wein in den ersten christlichen Jahrhunderten nicht in der Kirche aufbewahrt, sondern von den Gläubigen mit nach Hause genommen. Erst in konstantinischer Zeit wurde die Aufbewahrung in den Kirchen angeordnet.“

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preise von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag: Nordwestdeutsche Verlagsgesellschaft mbH Bremerhaven, Hafenstr. 140. Für den Inhalt verantwortlich: J. J. Cordes, Bremerhaven-L., Timmermannallee 24.